

LUCITA: 6. Geschichte aus Flammenzeichen

Der alte Arthur Gortner erzählt seine letzte Geschichte:

Da sind wir wieder! Ein neuer, sonniger Tag und endlich nähert sich mein Erzählen dem Ende! Ich werde Sie nicht mehr lange aufhalten. Ich habe genug Geschichten von mir gegeben. Was sich beim Jugendlichen als Liebe darstellt, wandelt sich im Alter. Die Spannung lässt nach. Der Glaube an die Erfüllung der Wünsche schrumpft. Die Sehnsucht beschränkt sich mehr und mehr auf Triviales. Da sollte sich einer zufrieden geben, wenn er den Herausforderungen halbwegs genügt, die ihm das Schicksal entgegen wirft. Frivolität im Alter ist geschmacklos. Zu viel Sinnlichkeit wirkt anstößig. So schweigt man besser.

Nur eine Geschichte sollen Sie noch hören. Sie liegt sechzehn Jahre zurück. Ich war bereits ruhiger geworden, weil ich glaubte, dass es nichts Aufregendes mehr geben könne. Doch ach, abermals verstrickte sich mein Gemüt in den Wirbeln einer Leidenschaft. Abermals wurde meine Seele erschüttert, bis zuletzt Gewalt und Tod mich auf die Erde zurückwarfen.

Nachdem ich den Urwald am Äquator verlassen hatte, schrieb ich an Organisationen, welche Ärzte in die Dritte Welt schicken. Ich gelangte in ein Krankenhaus, das in den Bergen des Königreichs Lesotho liegt. Ich hatte viel zu tun. Tag und Nacht arbeitete ich. Die kalte, dünne Luft tat meiner Gesundheit gut, aber ich war nicht glücklich. Die Menschen waren anders als im Zaire. Ruhig und gemächlich waren sie, nicht diese spontane Fröhlichkeit, nicht dieses Versponnene, Geheimnisvolle wie im tropischen Urwald. Am Ende der zweijährigen Vertragsperiode wollte ich weg. Ich reiste in die Schweiz zurück.

Meine Eltern starben kurz hintereinander. Fortan war ich allein. Von neuem fing ich an, mich bei Hilfsorganisationen zu melden, doch ich fand nichts, das mir passte.

Als ich bereits mit dem Gedanken spielte, die Dritte Welt zu vergessen und mich in der Schweiz niederzulassen, rief mich ein Mann an, der in Deutschland für ein heruntergekommenes Krankenhaus in den peruanischen Anden Geld sammelte und einen Arzt suchte, der dieses Krankenhaus neu ausrüsten und leiten würde. Ich war ihm von der Frau empfohlen worden, die damals in Bern, an der Sitzung des Drommerschen Stiftungsrates, für mich gestimmt hatte.

Nach kurzer Überlegung sagte ich zu. Ich wollte mich der Herausforderung stellen, die sich von früheren Aufgaben unterschied. In den Anden, so erfuhr ich, wäre ich uneingeschränkter Chef. Doch nur wenig Geld stände mir zur Verfügung.

Der Ort, in dem ich wirken sollte, war im Norden Perus und hiess Machabamba. Er lag im Grund eines Hochtales auf zweitausend Meter Höhe. Zum Krankenhaus gehörte ein zerbeulter Landrover, der bei einem Arzt in der Küstenstadt Chiclayo eingestellt war. Damit fuhr ich zur Rekognoszierung nach Machabamba, das ich nach fünfstündiger Fahrt von Chiclayo aus erreichte. Die Strasse führte über einen dreitausendzweihundert Meter hohen Pass. Sie war nicht gepflastert, und an manchen Stellen war sie so eng, dass zwei Fahrzeuge nicht aneinander vorbeifahren konnten.

Das 'Hospital de Machabamba' lag auf einer natürlichen Terrasse oberhalb des Dorfes. Eine steile Strasse führte hinauf. Ich fand mehrere aus 'Adobes' (*luftgetrocknete Ziegel, Hrsg.*) gebaute Häuser, in denen ein deutscher Arzt ein Krankenhaus eingerichtet hatte. Der Deutsche war vor fünf Jahren gestorben. Im Krankenhaus wirkte die alte Señora Membrana, seine frühere Mitarbeiterin. Sie hatte ausser einem Stethoskop, einigen Pillen und etwas Verbandstoff nichts, mit dem sie den Kranken helfen konnte. Betten waren vorhanden. Auch ein Operationssaal mit einem Metalltisch und wenigen Instrumenten war da. Der Sterilisator war verrostet, die Motorhaube des elektrischen Generators geborsten.

In der Mitte des Dorfes Machabamba lag der 'Plaza de Armas' mit dem Gebäude der Provinzverwaltung und der Residenz des Alcalde (*Bürgermeister, Hrsg.*). Die Strassen und Plätze des Dorfes waren nicht gepflastert. Bei meinem ersten Besuch wirbelte der Wind Staub den Hauswänden entlang und durch die Türen und Fenster in die Häuser hinein. Während der Regenzeit verwandelten sich die Strassen, wie ich später erfahren sollte, in kaum passierbare Morastpisten.

Kleinere Dörfer, Weiler und einzelne Gehöfte lagen auf den Hängen und den Höhen des breitausladenden Tales. Zu diesen Siedlungen führten Pfade, auf denen man sich nur mit Pferden oder zu Fuss fortbewegen konnte. Die Bewohner waren indianische Bauern, die Mais, Kartoffeln und etwas Getreide anpflanzten. Ferner züchteten sie Ziegen, Schweine, Hühner und Meerschweinchen. Für den Transport hatten sie Pferde.

Ich will nur kurz erwähnen, dass ich nach der Rekognoszierung in Europa herumreiste, um Apparate, Instrumente, Medikamente und Geld zusammenzubetteln, dass es mir schliesslich gelang, alles Nötige zu beschaffen und nach Chiclayo zu verschiffen, dass ich mich in Lima um mein Arbeitsvisum und um die zollfreie Einfuhr der Spitalausrüstung bemühte. Ohne Zwischenfälle erreichten acht Tonnen Material Machabamba. Ein Schweizer Mechaniker, den ich in einer Herberge in Chiclayo getroffen hatte, half mir, die Ausrüstung aufzustellen. Noch in Europa hatten sich Frank, ein junger Schweizer Arzt, und Helga, eine deutsche

Krankenschwester anboten, für Kost und Übernachtung mitzuarbeiten. Später gesellte sich Gertrud, eine medizinisch-technische Assistentin aus Dortmund, dazu. In Chiclayo hatte ich Lisa, eine diplomierte peruanische Schwester, sowie, als Hilffschwestern, einige Indiomädchen aus dem bergigen Hinterland angeworben. Diese Mädchen, die alle klein und niedlich waren, nannten wir 'Chicas' (*Kleine, Hrsg.*).

Der Kern des Hospitals bestand aus drei doppelstöckigen Adobenhäusern. Im Gelände verstreut, zwischen Bäumen, lagen kleinere Gebäude als Unterkunft für das Personal. Früher gab es neben dem Hospital eine 'Hosteria', ein kleines Hotel. Davon zeugte ein Saal, den der deutsche Arzt hatte bauen lassen. Dort servierte uns die Köchin das Essen, und dort feierten wir ab und zu eine 'Fiesta', zu der auch die Leute aus Machabamba eingeladen wurden.

Bald waren die 'Chicas' soweit mit der Arbeit vertraut, dass ich es wagen durfte, im neu ausgerüsteten Operationsaal grössere Eingriffe durchzuführen. Über die Operationen wurde in den Dörfern geredet. Aus immer weiteren Entfernungen kamen Patienten zum Krankenhaus, bald auch Leute von der Küste, aus Chiclayo, aus Lambayeque. Sogar aus Trujillo und aus Piura reisten Kranke in Bussen und Taxis über die holprigen Staubstrassen nach Machabamba.

Das Dorf blühte auf. Der Alcalde war stolz auf 'sein Krankenhaus'. Er besuchte uns und half, wenn es Probleme gab. Jeden Samstag, dem wöchentlichen Markttag, waren wir bei ihm zum Mittagessen eingeladen. Das Pilsner Bier, das aus Trujillo stammte, wurde Flasche um Flasche in die Kehlen geschüttet. Wer das Haus des Alcalde betrat, war verpflichtet mitzutrinken. Am späten Nachmittag wankte ich jeweils den steilen Weg ins Krankenhaus hinauf, sank ermattet auf mein Bett, und war glücklich, wenn der Abend vorüberging, ohne dass mich jemand störte.

Geruhsamer waren die Sonntage. Wenn es die Situation im Krankenhaus erlaubte, sattelte ich frühmorgens den Rappen, den ich von einem Bauern gekauft hatte, ritt in die Weiler und Gehöfte und weiter aufwärts bis auf den obersten Gebirgsgrat, von dem ich das Tal von Machabamba und die Seitentäler zwischen den zerklüfteten Höhen überblicken konnte. In der Ferne stiegen neue Hügel und Spitzen auf. Eine gebirgige Kette reihte sich hinter der andern, immer dünner sich hinziehend, bis sie sich im fernen Dunst auflösten. Tief unten im Tal lag das Dorf. Etwas höher sah ich das Krankenhaus, ein kristallheller Komplex im scheckigen Braun und Grün der Landschaft.

Ein leichter Wind strich kühlend durch mein Haar. Ich sass auf dem Rappen, der ungeduldig mit seinem Vorderhuf scharrte. Kaum spürte er den Druck meiner Fersen, galoppierte er auf

dem Höhenpfad voran. Auf einer Wiese neben einem kleinen Bach machten wir Halt. Ich sprang ab, befreite das Pferd von Sattel und Geschirr und liess es weidend im Gras. Dann legte ich mich flach auf die Erde. Die Augen nach oben gerichtet, verlor sich mein Blick im hellen Blau...

Aus Chiclayo kam eines Tages ein Patient, um sich wegen Schmerzen im rechten Bein behandeln zu lassen. Er hiess Juan Mendoza und war ein fünfzigjähriger, magerer Mann mit einem spitzen Gesicht, grauen Haaren und heiserer Stimme. Er erzählte, er besäesse in einem Aussenquartier von Chiclayo einen Laden, in dem die Leute alles kaufen könnten, was sie in ihrem Haushalt bräuchten. Mit seinem Laden hätte er früher gut verdient, doch dann habe ihn die Krankheit befallen und fortan gäbe es für ihn keine ruhige Stunde mehr. Er könne nur mit Schmerzen umhergehen, liege fast immer. Seine Frau führe das Geschäft, doch sie verstehe wenig von dieser Arbeit. Die Einkünfte seien zurückgegangen.

Mendozas rechtes Knie war geschwollen und in Beugestellung versteift. Bei der Untersuchung wimmerte der Mann. Auf der Röntgenaufnahme sah man ein von Entzündung zerfressenes Gelenk. Um dem Patienten zu helfen, kam nur eine Operation in Frage. Das Kniegelenk musste entfernt und die Knochen des Beines so gegeneinander fixiert werden, dass der Mann fortan mit steifem, aber schmerzfreiem Bein umhergehen konnte. Der Mann erklärte sich mit allem einverstanden, wenn ich ihn nur von den entsetzlichen Schmerzen befreien würde.

Bei der Operation fand ich ein zerstörtes Gelenk, aus dem eine trübe Flüssigkeit tropfte. Ich verspannte die beiden Knochen mit einem Metallgerüst. Die Wunde liess ich offen. Ich erklärte Herrn Mendoza, dass er mehrere Wochen im Spital liegen müsse, bis das Bein geheilt sei. Seine Frau, die ihn gehütet hatte, brummte etwas von 'negocio'. Nachdem sie ihren Mann unserer Obhut und der Gnade Gottes anvertraut hatte, kehrte sie nach Chiclayo zurück.

Als ich mehrere Tage später bei der täglichen Visite das Krankenzimmer von Mendoza betrat, bemerkte ich, wie sich ein Mädchen scheu und leise hinter meinem Rücken davonmachte. Der Alte, der nach der Abreise seiner Frau vor sich hingebütet hatte, war munterer geworden. Am andern Morgen sah ich das Mädchen vor Mendozas Bett stehen. Es hatte mir den Rücken zugekehrt und redete mit dem Patienten. Es trug graue Hosen und einen weinroten, enganliegenden Pullover, die einen wohlgebauten Körper verrieten. Seine braunen Haare waren mit einem rosa Band zusammengebunden und liessen den schlanken, weissen Hals frei. Ich machte ein Geräusch mit dem Fuss. Das Mädchen drehte sich um. Aus seinen dunklen

Augen warf es einen verlegenen Blick auf mich. Dann verschwand es durch die Türe. Als ich später aus dem Zimmer trat, war es nirgends zu sehen.

In den folgenden Tagen sah ich das Mädchen nicht mehr im Zimmer von Herrn Mendoza, doch oft, wenn ich durch die Gänge des Krankenhauses schritt, hatte ich das Gefühl, jemand würde mich beobachten. Es hielten sich dort immer Leute auf. Ich war es gewohnt, dass mich Indioaugen unter Strohhüten anstarrten. Doch irgendetwas war anders als das neugierige Glotzen der Bergbewohner. Manchmal glaubte ich, den Kopf des Mädchens mit den aufgebundenen Haaren hinter einer Säule verschwinden zu sehen. Wenn immer ich hinblickte und es suchen wollte, war es verschwunden.

Vom Spital zu meinem Zimmer musste ich ein Nadelwäldchen durchqueren. Als ich eines Nachmittags zwischen den Bäumen spazierte - ich hatte soeben meine Operationen beendet und wollte mich vor dem Essen waschen - fiel mir ein, dass ich im Operationssaal mein Stethoskop vergessen hatte. Ich drehte mich um und sah das Mädchen des Herrn Mendoza in zehn Meter Entfernung hinter mir. Es blieb stehen, als ich mich drehte, und starrte mich erschrocken an. Als ich ihm zurief, rannte es davon.

Bei meiner nächsten Krankenvsichte erkundigte ich mich bei Mendoza nach dem Mädchen. „Das ist Lucita, meine jüngste Tochter“, sagte er. „Die Mutter hat sie hergeschickt, um mich zu pflegen.“ - „Geht sie denn nicht zur Schule?“ - „In die vierte Sekundar. Sie hat eine Schuldispens erhalten.“ - „Dann sind Sie ja in guten Händen.“

Oft wenn ich durch das Areal des Krankenhauses ging und mich umdrehte, sah ich, wie mir das Mädchen gefolgt war, doch immer, wenn ich es anreden wollte, drückte es sich hinter eine Mauer, eine Säule, einen Baum. Als ich wieder eines Tages Lucita am Bett des Vaters überraschte, begrüßte ich sie mit ihrem Namen. Sie schaute mich an, wich meinen Augen nicht aus, wurde rot im Gesicht. Ich spürte, wie sich etwas in meinem Leib zusammenzog. Ich redete über das Knie des Alten. Dann wandte ich mich, nur um den Bann des Gesichts zu entkommen, dem Patienten zu.

Das Haus, in dem ich wohnte, hatte einen Balkon, auf dem ich mich sonntags, wenn ich Dienst hatte und nicht in die Berge reiten konnte, hinsetzte, um ein Buch zu lesen und die Aussicht ins Tal zu genießen. An einem Sonntagnachmittag sah ich, wie Mendozas Tochter um das Haus strich, wie sie bald hinter einem Baum den Kopf hervorstreckte, bald sich auf ein Mäuerchen setzte und zu mir heraufäugelte. Vom Dorf herauf kam Roberto, ein Junge, der

für Reparaturarbeiten im Spital verantwortlich war. Wenn ich mit dem Landrover nach Chiclayo fuhr, nahm ich Roberto mit. Er war ein Junge, zu dem ich Vertrauen hatte.

Ich rief Roberto zu mir. „Hör mal“, sagte ich. „Da unten streicht ein Mädchen herum, das Lucita heisst. Geh hin und rede so lange auf es ein, bis es einwilligt, zu mir auf den Balkon zu kommen.“ Roberto grinste, verschwand und kehrte zwanzig Minuten später mit Lucita zurück. Ich bot ihr einen Stuhl. Sie setzte sich mir gegenüber. „Du bist des alten Mendozas Tochter?“ fing ich an. Sie schaute mir ohne Scheu ins Gesicht und nickte. „Warum folgst du mir?“ Sie antwortete nicht. „Erkläre es mir“, sagte ich möglichst sanft. Sie flüsterte kaum hörbar: „Du hast schöne Augen.“ - „Wirklich? Das hat noch nie jemand zu mir gesagt.“ - Lucita hörte nicht zu. Leise fuhr sie fort: „Ich will dich immer ansehen und dir immer folgen.“ Verlegen drehte ich den Kopf gegen das Dorf, das unter mir in der Sonne brütete. „Gefällt es dir hier oben?“ fragte ich. - „In Chiclayo ist es schöner, aber hier bist du. Noch nie habe ich jemanden angeschaut wie dich.“ - „Hör mal, Lucita! Ich bin ein alter Mann. Du bist ein junges Mädchen. Das sind alles nur Phantasien.“ - „Es sind keine Phantasien. Ich weiss, was ich will.“ - „Lucita, es ergreift mich, aber...“ Ich schwieg, da ich Banalitäten sagen wollte. Wir schauten einander an. Sie hatte einen schmalen, feinen Mund, braune, leicht olivenförmige Augen, eine kräftige Nase. Um mich zu beruhigen, erzählte ich, woher ich käme, was ich in der Sierra tue, wie es mir in Peru gefalle. Sie sagte: „In Chiclayo reden die Leute über dich. Sie sagen, du seiest einer der zehn besten Chirurgen der Welt. In Afrika hättest du mit Barnard gearbeitet.“ - Ich musste lachen: „Ich war in Afrika, aber ich habe Barnard nie gesehen. In meinem Land gibt es bessere Chirurgen als mich.“ - „Das glaube ich nicht.“ - „Ob du es glaubst oder nicht, es ist so. Komm, ich zeige dir, wo die Schweiz liegt.“

Im Vorraum zu den Zimmern - im gleichen Haus lebten auch die andern Europäer - hing eine Weltkarte. „Hier, schau das kleine rote Ding mitten in Europa!“ Lucita stand vor der Wandkarte. Ich stand dicht hinter ihr und tippte mit dem Finger auf die Stelle, wo sich die Schweiz befand. Darauf zeigte ich ihr die andern Länder Europas. Doch Lucita interessierte sich nicht für das, was ich dozierte. Sie drehte sich plötzlich um, fasste meinen Hals und küsste mich auf den Mund.

Sie folgte mir in mein Zimmer. Wir setzten uns auf das Sofa. „Versprich mir etwas!“ begann Lucita nach einer Weile. - „Was denn?“ - „Du darfst mit mir machen, was du willst. ‘Solamente no tomes mi virginidad!’ (nur nimm meine Jungfernschaft nicht, Hrsg.) Das musst du versprechen.“ - „Aber Lucita, daran denke ich nicht.“ - „Vielleicht jetzt nicht, aber ich spüre, dass wir uns zu sehr lieben werden. Ich bin erst sechzehn. Ich habe Angst vor einer

Schwangerschaft. Versprichst du mir?“ - „Ich verspreche dir, nie etwas zu tun, was du nicht willst.“ - „Nein, das genügt nicht. Ich könnte schwach werden. Versprich mir, ‘que tu mi dejes mi virginidad’ (...dass du mir meine Jungfernschaft lässt, Hrsg.).“ - „Ich verspreche es.“ - Lucita packte mit beiden Händen meinen Kopf und zerrte ihn an sich heran. Ihr Gesicht glühte. Ich dachte an mein Versprechen, doch dann küsste ich das Mädchen, wie ich seit Jahren niemanden geküsst hatte.

Nach einer Weile lehnten wir uns etwas zurück und betrachteten einander. Ihre Augen strahlten. „Ich muss jetzt zu meinem Vater“, sagte sie leise. „Aber ich komme wieder. Morgen Abend um neun komme ich.“ Sie stand auf, ordnete vor dem Spiegel ihre Haare und verschwand durch die Türe.

Die Sonne war inzwischen untergegangen. Noch lange sass ich im Dunkeln auf dem Sofa.

Am nächsten Abend, pünktlich um neun Uhr, betrat Lucita mein Zimmer, setzte sich zu mir und schlang ihre Arme um mich. Ich streichelte ihr langes Haar, ihren Hals, ihr Gesicht. Mehr tat ich nicht, fest entschlossen mein Versprechen zu halten. Lucita blieb eine Stunde, dann kehrte sie zu ihrem Vater zurück.

Jeden zweiten, dritten Abend besuchte sie mich. Wir küssten viel und redeten selten. Nur einmal erzählte Lucita aus ihrem Leben. Sie hatte immer in Chiclayo gelebt und nie eine andere Stadt gesehen. Im Haus ihrer Eltern befand sich auch der Laden des Vaters. Er lag in der Barriada Santa Clara, einem Aussenbezirk von Chiclayo, einer jener Siedlungen, die von Jahr zu Jahr mehr in die Wüste hineinwachsen. Santa Clara war bereits den zivilisatorischen Annehmlichkeiten wie Wasser und Elektrizität erschlossen.

Lucita war das sechste und jüngste Kind der Familie Mendoza. Ihre beiden Schwestern waren verheiratet. Der älteste Bruder war Taxichauffeur, ein anderer Soldat, der jüngste ging noch zur Schule.

„Du musst mich besuchen, dann koche ich für dich“, sagte sie. - „Was werden deine Eltern und Geschwister sagen, wenn du einen Mann anschleppst, der viel älter ist als du.“ - „Sie werden sich freuen. Meine Mutter hält grosse Stücke auf dich. Wir müssen ihnen ja nicht erzählen, was wir zusammen treiben.“ - „Auf keinen Fall. Ich habe jetzt schon ein schlechtes Gewissen.“ - „Das darfst du nicht. Ich habe es gewollt. Ich habe dich verführt und habe es noch keine Minute bereut. Schliesslich hast du mir versprochen...“

Eines Abends lächelte Lucita verschmitzt, nachdem sie bei mir eingetreten war. „Willst du meinen Körper sehen?“ fragte sie. - „Aber Lucita!“ - „Ich frage dich: willst du meinen Körper

sehen?“ - „Ja!“ - „Bleib sitzen! Komm mir nicht nahe!“ Sie zog langsam den roten Pullover aus, dann streifte sie die Hosen herunter und stand in der Unterwäsche einige Schritte von mir entfernt. „Und das hier?“ fragte ich und zeigte auf den Büstenhalter. Mit abgewandtem Gesicht nestelte sie am Rücken und liess den Halter fallen. Ihr Körper mit den breiten Hüften und den zierlichen Brüsten, die die Haare, deren Band sie gelöst hatte, ein wenig bedeckten, war blendend weiss. „Wie schön du bist“, flüsterte ich. - „Für dich bin ich schön, nur für dich!“

Das Licht gelöscht, lagen wir unter der Decke. Sie hatte mir den Rücken zugedreht. Ich drängte mich von hinten heran und umfasste sie. Sachte strich ich über ihren Kopf, ihren Hals, ihre Brüste... Plötzlich flüsterte sie: „Arturo, was machst du?“ - „Ich? Nichts!“ - „Arturo, was ist das? Was machst du da?“ - „Hab keine Angst!“ Lucita seufzte. Sie drehte sich und schlang beide Arme um mich. Ihr Körper fieberte.

Lange tollten wir herum. Mein Versprechen habe ich gehalten.

Hier muss ich unterbrechen.

(Tonband angehalten)

Ja, die Lucita! Obleich ich mir vorgenommen hatte, mich nicht mehr zu verlieben, ihre Leidenschaftlichkeit und ihr Eigensinn waren stärker als meine Vorsätze.

Das Knie des Vaters war eines Tages so weit gebessert, dass ich ihn nach Hause lassen konnte. Als ich mich von Lucita verabschiedete, sagte sie: „Ich erwarte dich in Chiclayo. Komm an einem Sonntag, dann habe ich Zeit. Melde mir deine Ankunft über diese Telefonnummer.“ Sie drückte mir einen Zettel in die Hand.

Ich erreichte das Haus der Mendozas, nachdem ich durch ein Labyrinth von Strassen geirrt war und immer wieder Leute gefragt hatte, wo es langgehe. Es war heiss und staubig. Eine Strasse sah aus wie die andere. Wie oft ich auch drehte und abbog, ich fuhr die immer gleichen einstöckigen, mit Wellblech bedeckten Häuschen entlang. Schliesslich bat ich einen Jungen mich zu führen.

Mendozas Laden bildete die Ecke eines Gebäudekomplexes. Im Gegensatz zu den geweissten Wohnhäusern waren die Mauern des Ladens braunrot gestrichen. Als ich eintrat, sah ich, wie der Alte hinter der Theke Mehl auf eine kupferne Waagschale schüttete. Er lächelte, als er mich sah. Mit steifem Bein, ‘schmerzfrei’, wie er betonte, schritt er auf mich zu, umarmte mich und klopfte mit beiden Händen auf meine Schultern. Lucita erschien. Nach peruanischer Sitte gab sie mir einen ‘abrazo’ auf die rechte Wange. Ohne dass es die andern merkten, kniff

sie mich in die Seite. „Kommen Sie, doctór, trinken Sie einen Pisco mit uns,“ rief die Mutter. Sie führte mich in den Wohnraum zu einem grünen Plüschsofa. Lucita brachte ein Tablett mit Gläsern, die mit milchiger Flüssigkeit gefüllt waren. „Auf ihr Wohl. Mögen Sie ewig in Peru bleiben.“ Juan Mendoza hob sein Glas. Lucita, die hinter dem Alten stand, zwinkerte mit den Augen zu mir herüber. - „Unsere Kleine ist Ihnen zugetan“, sagte Mendoza. - „Sie ist eine vorbildliche Pflegerin. Ohne Lucita wären Sie nicht so schnell gesund geworden“, erwiderte ich. - „Du gehst jetzt in die Küche“, sagte die Mutter. Zu mir gewandt fuhr sie fort: „Lucita wollte selbst kochen. Ich hoffe, es ist geniessbar, was sie Ihnen vorsetzen wird.“

Wir setzten uns, die Eltern mir gegenüber. Später erschienen zwei ihrer Söhne. Pedro, der Taxichauffeur, war ein hagerer Mann mit grossem Schnurrbart und schmalen, finsternen Augen, die mich eindringlich, fast misstrauisch musterten. Er sprach kein Wort. Alfonso, der Jüngere, hatte ein kindlich weiches Gesicht. Er trug auch am Sonntag die graue Schuluniform. Lucita bat zu Tisch. Sie hatte ‘Ceviche’ zubereitet, den im Zitronensaft marinierten Fisch. Später brachte sie Steaks, Kartoffeln, Gemüse, Salat. Ich musste mehrere Gläser Bier trinken. „Ich kann kaum mehr,“ sagte ich, als mir Lucita abermals einschenkte. - „Legen Sie sich auf dem Sofa zu Ruhe!“ antwortete sie. „Ziehen Sie ihre Schuhe aus!“ - Ich durfte nichts erwidern. Man rückte Kissen zurecht und zog die Vorhänge. Mit bierschwerem Kopf schlief ich ein.

Als ich erwachte, sass Lucita neben mir. Sie hatte meinen Kopf auf ihren Schooss gelegt und betrachtete ihn. „Sei still!“ flüsterte sie, als ich die Augen aufschlug. „Niemand weiss, dass ich bei dir bin.“ Sie küsste meinen Mund. „Du fehlst mir.“ - „Was sagen deine Eltern?“ - „Sie ahnen nichts. Nur der ältere Bruder! Er machte eine Bemerkung. Wir müssen vorsichtig sein.“ - „Lucia!“ tönte die Stimme der Mutter im Innern des Hauses. - Schnell legte sie meinen Kopf auf das Kissen und verschwand durch die Türe.

Drei Wochen später schrieb ich von Machabamba aus einen Brief. Ich lud Lucita ein, mich zu besuchen. „Nimm ein Taxi!“ schrieb ich. „Ich werde dir das Geld für die Reise zurückgeben.“ Ihre Antwort war ungehalten: „Ich will nicht, dass du für mich bezahlst. Das lässt sich eine anständige Frau nicht gefallen. Zurzeit bereite ich Schulprüfungen vor und kann nicht nach Machabamba kommen.“ - Der Brief erstaunte mich. Ich vermutete Ausreden und dachte, man hätte ihr wohl geraten, sich von mir zu distanzieren. Als sie in einem nächsten Brief fragte, wie ich über unsere Beziehung dächte, antwortete ich, es käme einzig darauf an, was für sie gut sei. Nach meiner Überzeugung würde ein jüngerer Mann besser zu ihr passen.

Während mehreren Wochen hörte ich nichts mehr von Lucita. Ich dachte oft an sie, aber ich wusste, dass ich nichts von ihr verlangen durfte.

Um mich abzulenken, tändelte ich mit einer jungen Witwe aus Machabamba, die Marinda hiess. Es war keine Liebschaft, nur ein Zeitvertreib, der mir bald lästig wurde, da es Marinda gefiel, im Areal des Krankenhauses als 'Novia del Jefe' (*Braut des Chefs, Hrsg.*) herumzustolzieren. Diese Witwe war eben wieder eines Nachmittags vom Dorf heraufgestiegen, angeblich um Lisa, die Oberschwester, zu besuchen. Ich arbeitete in meinem Büro und sah durch das Fenster, wie sie auf einer Bank sass und mit Lisa schwatzte, als es an meine Türe klopfte und eine Frau eintrat, die ich im Ambulatorium wegen einem Schwangerschaftsproblem untersucht hatte. „Keine Besuche in meinem Büro!“ sagte ich. „Dafür gibt es die Sprechstunde.“ - „Ich komme im Auftrag von Lucita, meiner Schwester.“ - „Ach so! Wie geht es Lucita?“ - „Sie hat vor kurzem ihre Schulprüfungen bestanden. Ich soll Sie grüssen und fragen, warum Sie nicht mehr schreiben?“ - „Ich habe jetzt eine 'Novia' (*Verlobte, Hrsg.*). Sehen Sie dort. Sie sitzt neben Lisa.“ Maliziös lächelnd zeigte ich auf Marinda. - Das müsse sie ihrer Schwester erzählen, sagte die Frau, als sie sich verabschiedete.

Das mit der 'Novia' war eine Finte, um Lucita zu helfen, von mir loszukommen. Ich redete gegen mein Gefühl. Zwei Tage später ärgerte ich mich so sehr über Marindas Hoffärtigkeit, dass ich ihr verbot, sich weiterhin im Areal des Krankenhauses herumzutreiben und mich oder sonst jemanden zu belästigen. Frei von jeder Bindung, atmete ich auf.

Doch nicht lange! Denn bald darauf, an einem Samstagabend, trat Frank in mein Zimmer und sagte: „Du hast Besuch.“ - An Frank vorbei schwebte Lucita herein. Mit einem Lächeln schloss der Kollege die Türe.

Lucita lief auf mich zu. „Ich bin gekommen, um dich zurückzufordern. Wir wollen sehen, wer dich mehr liebt, diese Marinda oder ich.“ - „Ach Lucita, das ist doch...“ - „Nein, du brauchst dich nicht zu rechtfertigen. Rufe Marinda! Ich will mit ihr sprechen.“ - „Marinda hat keine Bedeutung.“ - „Ist sie etwa nicht deine 'Novia'?“ - „Das habe ich deiner Schwester vorgelogen.“ - „Arturo, es hat mich so verletzt.“ - „Du hast mir lange nicht geschrieben. Ich dachte...“ - „Es gibt nichts zu denken. Liebst du mich noch?“ - „Sicher Lucita! Und du nach der langen Stille?“ - „Die Prüfungen! Ich konnte nicht schreiben. Sie waren schwierig. Aber alles ist jetzt vorbei. Ich bin wieder hier.“ Sie hängt sich an meinen Hals und legte den Kopf an meine Brust.

„Erzähle mir von den Prüfungen“, sagte ich nach einer Weile. „Zuerst muss ich etwas essen,“ antwortete Lucita. „Als mir die Schwester von dir berichtete, habe ich meine Sachen gepackt und bin hierher gefahren. Seit drei Tagen habe ich ausser Wasser und Tee nichts zu mir genommen.“

Wir setzten uns an einen kleinen Tisch im Saal, abseits der andern. Ich schaute, wie Lucita den Löffel mit der Suppe zum Mund führte. Sie war bleich. Fast durchsichtig war sie geworden. Erst nachdem sie das gebratene Huhn verzehrt hatte, fing sie an zu sprechen: „Jetzt geht es mir besser! Arturo, höre, was ich dir sagen will. Ich bin zurückgekommen, weil ich es nicht mehr aushalte. Etwas möchte ich klarstellen...“ Sie hielt inne. Ihr Blick war verwirrend. „Arturo“, sprach sie leise, fast feierlich. „Ich bin gekommen, um dein Versprechen zurückzuholen.“ Mit ernstem Gesicht sass sie da. „Ich will die deine sein.“ Kein Auge wandte sie von mir. Ich wusste nicht, was ich ihr antworten sollte. Sachte nahm ich ihre Hand.

Lange starrte ich auf das Mädchen. Ich kämpfte mit meinen Gedanken. Moralisierende Zweifel bedrängten mich. Doch langsam dämmerte mir, dass ich Lucita nicht zurückweisen durfte. Ich hätte sie tödlich verwundet.

Stumm standen wir auf und gingen nebeneinander ins Zimmer. Wir legten uns in den Kleidern auf das Bett. Sachte, als könnte etwas zerbrechen, zogen wir uns aus, drängten zueinander. Es war ein sanftes Spiel.

Ich erwachte, als der Morgen durch die Fenster schimmerte. An mich geschmiegt lag die Frau und schlief. Ich sah nur die wirren Strähnen ihrer Haare und dazwischen die weisse Nase. Meine rechte Hand hielt ihren Rücken umklammert. Ich ruhte, überwältigt vom Gefühl grenzenloser Dankbarkeit für das, was sie mir geschenkt hatte.

Drei Tage später reiste Lucita nach Chiclayo zurück. „Meine Eltern wissen nicht, dass ich bei Dir bin“, sagte sie. „Ich habe ihnen gesagt, ich ginge zu meiner Schwester nach Lambayeque.“ - „Und wenn die Schwester plaudert?“ - „Sie wird den Mund halten. Sie hilft mir, aber jetzt muss ich zurück. Ich wusste nicht, dass es so schön sein würde. Ich war auf einen Kampf mit Marinda gefasst.“

Während mehreren Wochen sah ich Lucita nicht. Unsere Briefe wechselten sich in schneller Folge. Sie schrieb Seiten voller Zärtlichkeiten. Einmal bemerkte sie: ‘Wir müssen vorsichtig sein. Mein Bruder Pedro ahnt etwas. Er ist sehr heftig. Er hat gedroht, er würde dir Probleme machen, falls sich seine Vermutungen bestätigen. Dann müsstest du mich heiraten, und das willst du doch nicht, oder? Du hast immer behauptet, ich wäre zu jung für dich. Ich will nicht, dass man dich zu etwas zwingt, mit dem du nicht einverstanden bist.’

Wie ein Schleier fiel es von mir. Insgeheim hatte ich befürchtet, Lucita würde sich an mir festkrallen. Ich war das, was man eine 'eine gute Partie' nennt. Doch Lucita kalkulierte nicht.

Wenn ich in Chiclayo war, trafen wir uns im Hotel 'Los Angeles' (*Die Engel, Hrsg.*). Es war ein altes, heruntergekommenes Haus, in dem es nach Abfall roch und die Treppengeländer und Türfallen sich klebrig anfühlten. Das Hotel lag versteckt in einer Seitenstrasse. Sein Eingang führte durch einen Hof. Der alte Mann an der Rezeption kümmerte sich nicht um die Leute, die sein Etablissement besuchten, solange sie im Voraus für das Zimmer bezahlten. Die Möglichkeit, dass uns jemand im 'Los Angeles' überraschen würde, war gering.

Lucita konnte sich nur nachmittags für wenige Stunden freimachen, wenn sie, wie sie zuhause erzählte, 'ihre Freundin besuchte', deren Familie aus 'Santa Clara' ins Stadtzentrum gezogen war. Es war jedes Mal ein heftiges Beisammensein. Lucitas Hingabe und Zärtlichkeit schienen keine Grenzen zu haben. Jede Gelegenheit, die sich mir bot, ergriff ich, um aus Machabamba an die Küste zu fahren.

Während ich der Leidenschaft in Chiclayo lebte, änderte in Machabamba die Stimmung. Immer häufiger hörten wir Gerüchte, dass die maoistische Terrororganisation 'Sendero Luminoso' (*Leuchtender Pfad, Hrsg.*) in die nördlichen Landesteile übergreife, dass es da und dort zu blutigen Zwischenfällen gekommen sei. Der Alcalde kam eines Abends in mein Büro und redete von Gefahr, erzählte aber derart umständlich, dass ich den Sinn seiner Worte erst deuten konnte, nachdem er bereits gegangen war. Anscheinend wollte er mich warnen, bei meinen Ausritten vorsichtiger zu sein und mich nicht zu weit vom Krankenhaus zu entfernen. 'Je höher, desto gefährlicher', glaubte ich aus seinen Worten gehört zu haben. Also jenen Grat zu meiden, den ich so gerne zu Pferd erklommen hatte, um über Höhen und Täler hinwegzuschauen.

Ich besprach mich mit den Ausländern, die im Krankenhaus arbeiteten. Frank meinte, Machabamba wäre seit je eine Gerüchteküche gewesen. Man solle nur der Fabel gedenken, ich hätte mit Barnard zusammengearbeitet. Er gäbe einen Pfifferling auf das Gerede. Auch kenne man die Vorliebe des Alcalde, seine Zuhörer mit Anekdoten zu beeindrucken.

Einige Wochen später, es war kurz vor Weihnachten, trat der Polizeikommandant in meine Sprechstunde. Ernstes Gesicht, die Mundwinkel nach unten gezogen, verzichtete er auf die übliche Umarmung bei der Begrüssung. „Doctór!“ sagte er ohne Umschweife, „ich brauche Sie.“ - Ich stand auf. - „Es gab einen Überfall auf die Hazienda Tacomochal. Jorge Verreau, der Vorsteher, und Alvorado Campos, sein Stellvertreter, sind ermordet worden. Ich fordere

eine Autopsie.“ - „Wer hat das getan?“ - „Gestern Abend drang eine Bande von zwanzig Vermummten in die Hazienda. Der Chef ein junger Mann. Er liess die Arbeiter im Hof antreten. Seine Leute schleppten Jorge und Alvorado herbei, fesselten sie und zwangen sie niederzuknien. Der Anführer zog ein Papier hervor und verlas die Anklage: Ausbeutung der Arbeiter, Nötigung mit der Waffe, Diebstahl am Volkseigentum! Kommunistische Schlagwörter! Dann das Todesurteil und Vollstreckung durch Nackenschuss!“ - „Der Sendero?“ - „Das müssen wir abklären. Die Arbeiter der Hazienda sind geflohen. Nur zwei zeigten sich gestern Nacht in Machabamba, völlig verstört. Ich habe sie eingesperrt und fand noch keine Zeit, sie auszufragen. Heute Morgen sind wir nach Tacomochal gefahren. Die Häuser der Hazienda sind niedergebrannt. Kein Mensch weit und breit. Nur die Leichen der beiden Vorsteher lagen, wo man sie exekutiert hatte.“

Ich kannte Tacomochal. Es war eine Farm mit Pferden und Kühen hoch in den Bergen, wo auch in der Trockenzeit das Gras grün und saftig blieb. Ich kannte Jorge. Ich hatte früher seinen Sohn wegen eines Beinbruchs behandelt und mich mit dem Vater angefreundet. Später war ich mehrmals in die Hazienda hinaufgeritten und war immer grosszügig bewirtet worden. Ich hatte auch in Jorges Haus übernachtet. Die Meldung des Kommandanten traf mich.

„Ich möchte die Leichen sehen.“ - „Kommen Sie!“ - Als hätte ich getrunken folgte ich dem Offizier, der stramm durch die Reihen der wartenden Patienten schritt. Ich hatte den Eindruck, er wolle die Rolle, die ihm nach den tragischen Ereignissen zukam, besonders gut spielen. Auf der Strasse stand ein Lastwagen. Auf seiner Ladefläche lagen zwei gekrümmte, von blutigen Tüchern umhüllte Bündel. Den süsslichen Geruch, den sie verströmten, kannte ich. Der Kommandant zerrte am Tuch des ersten Bündels, Jorges Kopf kam zum Vorschein, grünlichgrau, platt gedrückt vom Liegen auf einer Seite, blutig verklebte Haare. Im Nacken, wo der Schädelknochen beginnt, ein klaffendes Loch. Ähnlich sah Alvorados Haupt aus.

„Vamos a matar a todos los terroristas (*Wir werden alle Terroristen töten, Hrsg.*)“, rief der Kommandant grimmig. - „Was kann ich als Arzt hier noch tun?“ - „Ich verlange eine Autopsie.“ - „Das ist eine gerichtliche Autopsie, die ein Peruaner durchführen muss. Ich will mit dieser Angelegenheit nichts zu tun haben.“ - „Ich kann Sie zwingen.“ - „Nein! Sie können mich zwingen, einem Patienten beizustehen. Diese Körper sind keine Patienten mehr.“

Der Kommandant redete eine halbe Stunde auf mich ein, zuerst mit Drohungen, dann fing er an, mich zu bitten. Er appellierte an unsere Freundschaft und beschwor alle Flaschen Bier und Whisky, die wir zusammen geleert hatten. Ich blieb standhaft. Ich hatte einen guten Grund.

Ich wollte mit dem, was den Sendero betraf, nichts zu tun haben. Schliesslich gab der Kommandant nach und fuhr mit den beiden Leichen nach Chiclayo.

Mit dem Frieden in der idyllischen Berglandschaft war es vorbei. Täglich debattierten wir das tödliche Ereignis. Wir sprachen mit den Leuten aus Machabamba, mit dem Alcalde, mit dem Tierarzt, mit dem Kommandanten, nachdem dieser aus Chiclayo zurückgekehrt war. Die meisten Peruaner führten den gewaltsamen Tod von Jorge und Alvarado auf die Animositäten zurück, die sich die Vorsteher von Tacomochal durch Misshandlung der Arbeiter und durch Unterschlagung von Geldern zugezogen hatten.

Eines Abends, als ich von der Arbeit in unser Wohnhaus zurückkehrte und meinen Schlafraum betrat, bemerkte ich etwas Weisses am Boden. Jemand hatte ein Blatt Papier unter meine Türe geschoben. Ich hob es auf und zündete das Licht an.

Es war ein Brief, mit Schreibmaschine geschrieben. Keine Anrede, kein Absender, keine Unterschrift. 'Jorge Verreau und Alvarado Campos aus Tacomochal haben ihren gerechten Lohn empfangen. Sie waren Diebe und Tyrannen. Sie waren Peiniger und Mörder der Besitzlosen! Wie wir sie bestraft haben, werden wir an allen, die das Volk vergewaltigen, Gerechtigkeit und Vergeltung üben. Dazu gehören: el Alcalde de Machabamba, el Directór del Hospital de Machabamba, Fernando Alvanites, Juan Araujo.

Wir, die Rächer des Volkes sind wachsam! In jeder Stadt, in jedem Dorf sind wir präsent. Niemand wird uns besiegen. Immer mehr Männer und Frauen werden sich aus der Knechtschaft erheben. Wir kämpfen für ein gerechtes Peru. Ein Peru frei vom Yankee Imperialismus und von der Diktatur des Kapitals! Viva la lucha armada (*Es lebe der bewaffnete Kampf! Hrsg.*)!'

Fernando Alvanites und Juan Araujo waren reiche Bauern, die im Dorfteil Villahermosa auf der andern Seite des Flusses wohnten. Ich hatte mehrmals gehört, dass sie nicht besonders sanft mit den Leuten umgingen, die auf ihren Gütern arbeiteten.

Ich wunderte mich, wer das Papier unter meine Türschwelle geschoben hatte. Es musste jemand sein, der freien Zugang zum Personalhaus hatte, der niemandem auffiel, wenn er die Haupttüre öffnete. Jemand der täglich ein- und ausging! Roberto, der Junge? Kaum zu glauben! Lisa, die Oberschwester? Sie hing zu sehr am Spital und an ihrem Chef. Wenn sie sich verstellte? Unmöglich! Also eine der Chicas? Aber welche? Ich ging alle der Reihe nach

in Gedanken durch. Keine passte in die Rolle einer Verräterin, einer Terroristin. Und doch hatte jemand den Brief hingelegt, jemand, dem ich täglich begegnete, der mit mir arbeitete.

Am gleichen Abend rief ich Frank und die deutschen Krankenschwestern in mein Zimmer und zeigte ihnen den Brief. Frank meinte: „Das gilt nur für dich. Wir andern stehen nicht auf der Liste.“ - Ich schüttelte den Kopf: „Ich bin euer Chef. Mit mir seid auch ihr gemeint.“ - „Vielleicht hast du einen Feind im Dorf.“ - „Ich kenne niemanden, der mich so hasst, dass er mir den Tod wünschen würde.“ - „Wie kam der Brief unter deine Zimmertüre? Ausser uns, einer Chica, die uns zu einem Notfall ruft, gelegentlich Roberto oder den beiden Mägden betritt niemand dieses Haus.“ Damit hatte auch er auf die Leute einen Schatten geworfen, mit denen wir täglich zu tun hatten, auf unsere Mitarbeiter, denen wir vertrauten, die wir lieb gewonnen hatten, mit denen wir Feste feierten. Es war widerlich.

„Das Volk ist vom Sendero unterwandert“, meinte Helga. „Auch unser Krankenhaus ist infiziert. Es ist schwierig, unter solchen Umständen weiterzuarbeiten.“ Gertrud nickte und sagte, sie wolle so schnell als möglich nach Europa zurückkehren. - „Nur mit der Ruhe!“ mahnte Frank. - „Ich werde mit dem Alcalde sprechen“, schlug ich vor.

Nachdem der Alcalde den Brief gelesen hatte, zuckte er mit den Schultern. „Nehmen Sie dieses Geschreibe nicht ernst. Doctór! ‘Es un chiste’, ein Witz, den sich jemand erlaubt hat, um Sie zu ärgern. Vielleicht eine Chica, die Sie verschmäht haben!“ Er kicherte über seine Bemerkung. Mir war es nicht ums Lachen. „Sie ignorieren, dass auch Ihr Name auf diesem Brief steht!“ sagte ich. - „Um der Drohung mehr Gewicht zu geben. Meine Heimat ist Machabamba. Verrückte können mich nicht vertreiben.“

Für den Kommandanten gab es keine Zweifel, dass sich der ‘Sendero Luminoso’ im Tal von Machabamba eingenistet hatte. Er anbot sich, zwei bewaffnete Polizisten zur Bewachung ins Krankenhaus zu schicken. „In Zivil, damit es niemand merkt! Sie könnten als Gärtner arbeiten.“ - Ich werde es mir überlegen, gab ich zurück.

Wir Europäer waren uns bald einig, dass niemand in Machabamba uns vor einem Überfall schützen würde. Doch uns beschäftigte vorerst die Frage, ob der Brief, den ich unter meiner Zimmertüre gefunden hatte, wirklich vom ‘Sendero’ stammte oder ob ihn jemand anders geschrieben hatte. Es war unerklärlich, warum mich die Terroristen auf eine Todesliste setzten, nachdem ich mich von jeder politischen Betätigung zurückgehalten hatte und im Krankenhaus alle Patienten, ungeachtet ihrer Herkunft, die gleiche Behandlung erhielten.

Nachdem wir, Frank, Helga, Gertrud und ich, einmal mehr die Situation durchanalysiert hatten, kamen wir zum Schluss, dass der Drohbrief dem deutschen und dem schweizerischen

Botschafter in Lima zur Beurteilung vorgelegt werden sollte. Ich fuhr am nächsten Morgen, begleitet von Gertrud, die es in der Sierra nicht mehr aushielt, nach Chiclayo. Dort zeigte ich den Brief einem Rechtsanwalt, den ich kannte. Er nannte die Drohung einen schlechten Scherz. Ich solle mich nicht darum kümmern und weiterarbeiten.

Ich telefonierte nach Lima. Der Schweizer Botschafter war ausser Landes. Claude Bonnard, der erste Botschaftssekretär, mit dem ich befreundet war, bat mich, den Brief nach Lima zu bringen. Telefax gab es damals noch nicht.

„Ich werde den Brief jemandem zeigen, der sich auskennt“, sagte Claude, als er das ominöse Schreiben in seinen Händen hielt. Er rief eine junge Frau, die er mir als Lizentiatin der Politikwissenschaften vorstellte. Sie weilte in Lima, weil sie an der Universität Genf eine Dissertation über den ‘Sendero Luminoso’ schrieb. Die Frau las den Brief sehr aufmerksam, hüstelte und schaute mich ernst über ihre randlose Brille an. Sie sagte: „Der Brief ist echt. Der Sendero hat einen eigenen Stil, ein spezielles Vokabular, das ich hier wiederfinde. Die Sätze sind in gutem Spanisch verfasst, aber in jedem zweiten Satz findet sich ein Orthographiefehler, wie Sie gemerkt haben. Es sind keine Fehler, wie sie ungebildete Leute machen, sondern solche, die absichtlich hineingesetzt wurden. Sie sind ein Markenzeichen des Sendero! Dieser Brief ist ein gutes Exemplar für meine Doktorarbeit.“

Claude und ich wurden sofort vom Botschafter der Bundesrepublik empfangen. Mit verschlossener Miene hörte der Herr im grauen Massanzug, was ich über den Mord in Tacomochal, über den Drohbrief und über die Beurteilung der peruanischen Behörden zu erzählen hatte. Als ich schwieg, klappte er energisch seine gefalteten Hände nach unten und sprach: „Herr Doktor Gortner, Sie haben mich, den Vertreter der Regierung in Bonn, um meine Meinung gebeten. Hier ist sie: In Machabamba schweben Sie und die anderen Ausländer in höchster Gefahr. Die Senderisten kennen keinen Pardon. Evakuieren Sie alle aus der Sierra. So leid es mir tut: Ihr schönes Projekt hat ein vorzeitiges Ende gefunden.“

Claude Bonnard schloss sich dem Urteil des Deutschen an. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Ich hatte keine Wahl, was meine Mitarbeiter betraf. Diese durften nach dem Verdikt des Botschafters keinen Tag länger in Machabamba bleiben. Wenn ich sie nicht in Sicherheit brachte, würde mir der geringste Zwischenfall angelastet. Einen Spielraum hatte ich nur für mich selbst, doch allein in Machabamba auf meine Exekution zu warten, ...dazu fehlte mir Mut und Überzeugung.

Mein lieber Freund! Heute denke ich anders. Warum feige vor einer Drohung fliehen? Jedem von uns ist eine letzte Stunde bestimmt. Warum nicht wachen Auges ihr entgegengehen?

Hätte mich damals der Sendero umgelegt, mir wäre der heutige Zerfall meines Körpers, mir wäre ein einsames, gequältes Alter erspart geblieben....!

Ich flog nach Chiclayo zurück, stieg in den Landrover und fuhr in die Berge, um Frank und Helga aus Machabamba herauszuführen. Es war im Januar: Hitze und Sonnenschein an der Küste, Nebel und Regen in der Sierra. Als ich die Höhe von dreitausendzweihundert Meter erklommen hatte und auf der schmalen Strasse dem Berghang entlang fuhr, bevor sich die Strasse in Serpentinaen ins Tal hinunterwindet, hüllte mich dichter Nebel ein. Er verklebte Scheiben und Spiegel des Wagens, so dass ich weder vorwärts noch rückwärts sehen konnte. Links fiel, wie ich wusste, der Berg dreihundert Meter senkrecht nach unten. Rechts türmten sich Felsen.

Mir blieb nichts anderes übrig, als den Wagen rechts anzuhalten und zu warten, bis der Nebel sich lichten würde. Nicht einmal wenden konnte ich den Landrover, wenn plötzlich Terroristen von vorne auf mich stiessen. Doch dann erkannte ich, dass mich der Nebel auch schützte. Bei der geringsten Gefahr, konnte ich in die Felsen hinaufklettern und mich verbergen. Niemand würde mich finden, solange die feuchte Masse niederdrückte.

Ich öffnete das Wagenfenster und wartete. Es war kalt. Kein Laut aus der grauen Unförmlichkeit. Ich dachte an meine Freunde im Krankenhaus, an die Chicas, mit denen ich täglich arbeitete, und die mich bereits vermissen mussten, an meine Patienten, die ich jetzt nicht mehr behandeln konnte, an die Leute, die ich im Dorf kannte. Zuletzt tauchte auch Lucita in meinen Gedanken auf, sie, die ich in der Aufregung der letzten Tage in die hinteren Kammern meines Gedächtnisses verdrängt hatte. Sie passte nicht in die Verruchtheit dessen, was jetzt passierte.

Ich hörte, wie sich langsam ein Motorrad vom Tal näherte. Ich verliess den Wagen, rannte nach vorne und versteckte mich hinter einem Stein. Bevor jemand mich und mein Auto entdeckte, wollte ich wissen, wer da heranfuhr.

Nach einer Weile leuchtete ein Scheinwerfer aus der milchigen Trübe, dann fuhr es vorbei. Es war Frank auf seinem Motorrad. Hinter ihm, auf dem Beifahrersitz, sass noch jemand. Ich rief, sie konnten mich nicht hören. Doch der Motor verstummte. Frank musste den Landrover gesehen und erkannt haben. Ich rannte auf der Strasse zurück, bis ich vor Helga und Frank stand, die beim Auto angehalten hatten.

„Wir sind auf der Flucht,“ sagte Frank. „Exekution in Villahermosa! Fernando Alvanites und Juan Araujo wurden heute Morgen umgelegt!“ - „Die beiden Namen, die auf dem Brief standen!“ - „Es war das gleiche Szenario. Eine Gruppe Vermummter umzingelte die Siedlung. Die beiden Bauern wurden aus dem Bett gezerrt, eine Anklageschrift wurde verlesen und das Todesurteil durch Kopfschüsse vollstreckt. Bis die Polizei aus Machabamba eintraf, war die Bande in den Bergen verschwunden.“ - „War es der gleiche Anführer wie in Tacomochal?“ - „Man spricht von einem ‘Comandante Pedro’. Niemand scheint ihn zu kennen.“ - „Wie habt ihr das erfahren?“ - „Der Lehrer aus Machabamba, dessen Frau du operiert hast, kam ins Krankenhaus, um dich zu warnen. Er war froh, als er dich bereits an der Küste wusste. Er meinte, es wäre besser, auch wir würden verduften. Hätte es nicht den verdammten Nebel, wären wir bereits in Chiclayo.“ -

Ich berichtete kurz über meine Unterredungen in den Botschaften. Dann fragte ich: „Was macht das peruanische Personal?“ - „Wir haben niemanden orientiert. Einfach abgehauen sind wir“, antwortete Helga. - „Übrigens, da wurde wieder ein Schreiben unter deine Türschwelle gelegt.“ Frank griff in seine Jackentasche und zog einen Zettel heraus, auf dem geschrieben stand: ‘Ein geschickter Arzt ist nicht immer ein geschickter Novio. Sei auf der Hut! Gefahr lauert, wo du dich glücklich glaubst.’ Der Text war von Hand in Grossbuchstaben und in korrektem Spanisch geschrieben. Es gab keine orthographischen Fehler.

Frank meinte, und ich glaubte ein spöttisches Lächeln auf seinen Lippen zu sehen: „Eine sehr persönliche Warnung! Vielleicht errätst du, was gemeint ist.“ Ich glotzte auf das Papier und sagte nichts.

Mit Franks Hilfe gelang es, das Auto auf der schmalen Strasse in mehreren kurzen Hin- und Rückfahrten zu wenden. Helga setzte sich neben mich in den Wagen. Langsam fuhr ich aus dem Nebel heraus, zurück in die sommerliche Hitze von Chiclayo. Frank folgte auf dem Motorrad.

Auf der Fahrt erzählte Helga, was sich seit meiner Abwesenheit im Krankenhaus ereignet hatte. Sie sagte abschliessend: „Die Patienten warten auf dich. Alle hoffen, dass du zurückkommst. Vor zwei Tagen besuchte uns der Alcalde. Er war leutselig wie immer. Er lässt dich grüssen.“ Ich hörte nur mit halbem Ohr, was die Frau redete. Mich plagten andere Sorgen. Ich stellte keine Fragen. Ich sagte kein Wort.

In Chiclayo quartierten wir uns bei einem Freund, einem Deutschen, ein, der an der Küste ein landwirtschaftliches Projekt leitete. Ich hatte mir vorgenommen, vorerst in Chiclayo zu bleiben, mit den Behörden in Kontakt zu treten und abzuwarten, wie sich die Situation im Tal

von Machabamba entwickeln würde. Insgeheim hoffte ich, ins Krankenhaus zurückkehren zu können.

Ich hatte jetzt wenig zu tun. Ich las alle Zeitungen, deren ich habhaft wurde. Ich sprach mit vielen Leuten, die daher redeten, ohne zu wissen, was in Machabamba wirklich vorging und wie es dort weitergehen würde. Die Behörden verharmlosten die Situation. Der Gouverneur meinte, es handle sich um ein befristetes Intermezzo. Er hätte eine Kompanie Soldaten in die Sierra verlegt. In kürzester Zeit gäbe es dort keine Terroristen mehr.

Schlimm war, dass niemand wusste, wer die Terroristen waren. Es war möglich, dass Bewohner der Dörfer und Weiler, die wir kannten, sich eines Tages verummten, ihre Waffe aus den Verstecken holten, einen Überfall, eine Mordaktion durchführten und wenige Stunden später wieder als gewöhnliche Bürger ihrer Arbeit nachgingen. Von der Lizentiatin aus Genf hatte ich erfahren, dass der 'Sendero Luminoso' in Zellen organisiert sei, in denen jeweils einer befiehlt und die andern blind gehorchten. Dieser eine hätte wieder nur zu einem einzigen höhergestellten Kadermann Kontakt, der ihm den Einsatzbefehl übermittle, ohne ihm mitzuteilen, von wem der Befehl ausgehe. Die meisten Terroristen kannten sich nur mit Vornamen oder mit Pseudonymen. Es sei für die Polizei ausserordentlich schwer, die Organisation zu unterwandern und mehr als eine Zelle zu zerstören.

Sie haben sich bestimmt gefragt, warum ich über den Sendero so ausführlich berichte, da es ja hier nicht um eine Abhandlung über maoistischen Terror, sondern um eine Liebesgeschichte gehen sollte. Ach, zu mächtig waren die Ereignisse in Machabamba! Ich gönnte mir keine Musse, Lucita nachzuträumen, obgleich ich mich insgeheim nach ihr sehnte. Erst in Chiclayo, als die Spannung zusammengebrochen war und die Tage tatenlos dahinplätscherten, wurden meine Gefühle für die junge Frau wieder lebendig.

Doch da war dieser zweite Brief mit der Bemerkung: 'Gefahr lauert dort, wo du dich glücklich glaubst.' Ich dachte nicht, dass der Autor des Briefes, wer immer er auch sei, sich einen Scherz erlaubt hatte. Doch die Andeutungen waren vage. Es war mir nicht klar, woher Gefahr drohen könnte, doch wohl eher aus Machabamba als von der Küste. In der Sierra gab es allerdings niemanden, wegen der ich 'mich glücklich glaubte'. Die Geschichte mit der Witwe war längst Vergangenheit. Marinda hatte einen neuen 'Novio, und schreiben konnte sie nur gerade ihren Namen.

Ich unternahm nichts, um mit Lucita in Kontakt zu treten. Sie war es, die mir eines Tages telefonierte. Irgendwie hatte sie meinen Aufenthaltsort in Chiclayo ausfindig gemacht.

„Warum meldest du dich nicht, Arturo? Ich weiss, was in Machabamba passiert ist. Ich muss dich sehen.“ - „Ich fühle mich zur Zeit nicht gut, Lucita. Ich wäre eine sehr träger Liebhaber.“ - „Um das geht es nicht. Ich möchte dich sehen.“ - „Also heute um drei Uhr im ‘Los Angeles’“.

Lucita flog in meine Arme, nachdem sie zur Türe hereingetreten war. Ich küsste sie auf die Stirne und sagte: „Zuerst muss ich mit dir sprechen. Du weisst, dass ich aus Machabamba fliehen musste, weil der ‘Sendero Luminoso’ mich auf seine Todesliste gesetzt hat. Hier ist sie!“ Ich reichte ihr den Drohbrief. „Hast du eine Ahnung, warum ich auf dieser Liste stehe?“ Tränen waren in Lucitas Augen getreten. Ich blieb unerbittlich. „Später wurde dieser Brief an meine Türe geheftet“, sagte ich und gab ihr das zweite Schreiben. „Damit kann nur unsere Beziehung gemeint sein.“ - „Arturo, warum sagst du das? Ich habe doch damit nichts zu tun!“ Die junge Frau schluchzte. Ich war erschüttert. Sanft streichelte ich ihren Kopf. - „Es ist furchtbar!“ rief sie plötzlich und stand auf. „Arturo, weisst du, was ich vermute. Arturo, es ist schrecklich.“ Ich hatte mich ebenso erhoben und starrte in ihr bleiches Gesicht. - „Arturo, ich darf nicht aussprechen, was ich vermute.“ - „Sag es!“ befahl ich. - „Mein Bruder, Arturo, mein Bruder Pedro! Seit sechs Wochen ist er verschwunden, und kürzlich deutete jemand meinem Vater an, er sei zu den Terroristen übergelaufen.“ - „El Comandante Pedro!“ rief ich. - „Er war immer gegen dich eingestellt. Er hasst die Ausländer.“ - „Auch nachdem ich seinem Vater geholfen habe?“ - „Das hat er wohl anerkannt, aber dennoch...Er hat mir so oft gedroht wegen dir.“ - Ich betrachtete das verweinte Gesicht der Frau. Dann sagte ich ruhig: „Wegen unserer Liebschaft wurden Ärzte und Krankenschwestern aus dem Hospital Machabamba vertrieben. Wegen unserer Liebschaft bleiben in der Sierra die Patienten unbehandelt. Das Projekt, in das ich viel Mühe und Arbeit gesteckt habe, ist zerstört.“ Ich wandte mich ab, trat ans Fenster, von dem ich auf ein schmutziges Vordach hinunterschaute. Lucita näherte sich. Sie berührte meinen Arm. „Verstoss mich nicht, Arturo. Es würde mich töten.“ - Auch meine Augen wurden feucht, als ich die Traurigkeit in ihrem Gesicht bemerkte. Doch ich durfte mich nicht gehen lassen. Ich sagte und merkte, dass ich stotterte: „Als Frau, Lucita, als Mensch bist du mir lieb wie ehedem. Aber es kann unmöglich weitergehen. Ich muss mir alles überlegen. Dazu brauche ich Zeit. In zwei Wochen treffen wir uns wieder.“

Lucitas schnupfte mehrmals. Dann fragte sie sanft: „Arturo, verzeihst du mir?“ - „Du kannst ja nichts dafür. Geh jetzt! Lass mich allein!“

Zwei Wochen lang wälzte ich das Vorgefallene durch meinen Kopf. Ich erkannte klar: Machabamba war mir versperrt. Ich musste weg. Ich musste Peru verlassen. Ich hatte alles einem Wahn geopfert: das Hospital, die Patienten, Beruf, Ehre, einem Wahn, der mich seit Jahren durch die Welt jagte.

Ich durfte nicht mehr, keinen Schritt durfte ich mehr gehen. Der Wahn war tödlich.

Zwei Wochen später kehrte ich zum 'Los Angeles' zurück. Langsam pirschte ich mich an das Gebäude heran. Jetzt erst bemerkte ich, wie schmutzig die Fassade des 'Engelpalastes' war. Eine längst vergangene Pracht, an der seit Jahren nichts mehr geändert, nichts mehr geputzt worden war, an dem heisse Sommer und feuchte Winter genagt hatten.

Ich mietete eine Suite, also zwei Zimmer. Im einen war eine Sitzgruppe, ein grünes Plastiksofa und zwei Sessel aus billigem Material, die auf einem braunen Wand-zu-Wandteppich standen. Auf diesem befanden sich schwarze Tupfen und Flecken, von denen man nicht wusste, gehörten sie zum Muster oder stammten sie von unzähligen Besuchern, die in diesem feuchtwarmen Raum Gelage gefeiert hatten.

Das anschliessende Schlafzimmer enthielt ein Doppelbett mit gedrechselten Säulchen über dem Kopfteil, an denen man sich halten konnte, um sich noch kräftiger in die Partnerin hineinzustemmen, wie ich mir vorstellte. Der Kasten stand offen, es roch nach Moder, kein Bügel, um eine Jacke aufzuhängen. Das Badezimmer wurde von einer schwachen Birne erhellt, die an einem Kabel von der Decke baumelte. Die Kacheln waren abgewetzt, an den Wänden Wasserflecken und die Badewanne braun von Kalkablagerungen. Es roch nach Urin. Das Wasser der Toilette rann. Es gelang mir nicht, den Hahn zuzudrehen, so sehr ich auch am Gestänge rüttelte. Als ich mich abmühte, rannten zwei dicke Kakerlaken hinter der Schüssel hervor und verkrochen sich unter der Badewanne.

Im Zimmer war es heisser als draussen. Ich stellte den Air-conditioner an, der ein schepperndes Geräusch verursachte, das zu- und abschwoll. Ich hielt die Hand vor den Apparat und freute mich, als ich den kühlen Luftzug über die Finger hinwegstreichen fühlte. Das funktionierte!

Ich setzte mich auf das Sofa, ungeachtet des Ächzens, das aus seinen Federn drang, als ich sie mit meinem Gewicht zusammendrückte. Da sass ich neben dem Geratter der Kältemaschine, allein im abgestandenen Raum und wartete.

Lucita erschien mit zehn Minuten Verspätung. Sie trat ein, sah mich, lächelte kurz. Dann wurde ihr Mund ernst. „Que hacemos (*Was machen wir? Hrsg.*)?“ fragte sie. - „Setz dich

zuerst,“ antwortete ich. Sie liess sich neben mich fallen. Wieder ächzten die Federn. „Arturo, mi amor!“ Sie hatte meine Hand ergriffen und spielte mit meinen Fingern. „Quiero vivere contigo para siempre (*Ich will für immer mit dir leben, Hrsg.*)“ Ich antwortete nicht. Was sollte ich dazu sagen? Mein Lied war am Ende. Endlich hatte ich, was ich suchte, und es hatte plötzlich keine Bedeutung mehr.

„Ich reise übermorgen nach Lima,“ sagte ich, „und dann zurück in die Schweiz. Ich werde dir schreiben.“ - „Ich komme mit dir!“ - „Nó!“ Klar hatte ich das kurze Wort ausgesprochen, das schwer das Scheppern des Kühlapparates übertönt hatte. „Nó!“

Lucita schnupfte kaum hörbar. Sie zog ein Taschentuch hervor, wischte sich die Augen. Ich spürte ihren Kopf an meiner Schulter und unwillkürlich, aus Gewohnheit, strich ich ihr mit der Hand über den Rücken. So blieben wir, zwei Geschöpfe, die sich etwas eingebildet hatten, jeder etwas anderes, klägliche Phantasien, die jetzt in diesem schäbigen Zimmer, im Geräusch eines Air-conditioners zerrannen.

Es war mir klar. Plötzlich war mir der Entschluss gekommen: Ich musste mit allem, was mit dieser Frau, was überhaupt mit Frauen zu tun hatte, Schluss machen. Ich musste aufhören zu reizen und zu verführen und mich verführen zu lassen, aufhören etwas zu hoffen, das nie Wirklichkeit werden konnte. Jetzt hatte ich die Bescherung! Ich alter Mann, der ich mich immer wieder täuschen liess, verhaftet an Vorstellungen, die mit der Wirklichkeit nicht in Einklang zu bringen waren.

Traurig war nur, dass dieses gutmütige, dieses leidenschaftliche Geschöpf dafür leiden musste, dass ich an ihr die Wendung vollziehen musste, mit der sie im Grunde nichts zu tun hatte, die meine eigene Angelegenheit war, die Lucita nur so weit betraf, als sie meinen Lebensweg gekreuzt hatte.

Ich merkte, wie ich einmal mehr schwach wurde, wie meine Gefühle zu ihr hinüberschwappten, und wie sich alles so schön vorbereitete, so idyllisch, so sinnlich verträumt.

‘Hoppla!’ rief ich zu mir selbst. Ich stand auf, machte zwei Schritte und drehte mich um. „Weine nicht! Es hat keinen Sinn. Du bist so jung. Es war schön mit dir, aber du hast ein ganzes Leben vor dir. Du willst Mutter sein, Kinder haben und einen Gatten, der bei dir bleibt. Ich bin zu alt, versteh mich endlich!“ So schwatzte ich und merkte, dass Lucita nicht zuhörte. Sie hatte beide Hände vor ihr Gesicht geschlagen und rührte sich nicht. Auch als ich schwieg, sagte sie nichts. Ich stand unbeweglich und starrte sie an. „Lucita!“ sagte ich schliesslich. „Ich geleite dich nach draussen, komm! Ich habe noch zu tun. Ich muss packen.“

Lucita stand auf. „Arturo!“ sagte sie. Ich trat ihr entgegen. Sie sagte nichts mehr, die Tränen rannen über ihr Gesicht. Plötzlich gab sie sich einen Ruck und schritt, ohne ein weiteres Wort und ohne mich anzusehen zur Türe, öffnete sie und liess sie hinter sich zukrachen. Ich stand allein im Lärm der Kühlmaschine.

Noch bevor ich nach Lima reiste, tauchte Lisa, die Oberschwester, in Chiclayo auf. In Machabamba sei das Leben schwierig geworden, sagte sie. Soldaten hätten sich im Dorf einquartiert und alle Häuser nach Waffen durchsucht. Die Leute seien verängstigt, jeder misstraue dem andern. Man wisse nicht, ob der Nachbar zum Sendero gehöre oder als Spitzel für die Armee arbeite. Einige Händler wären nach Chiclayo geflohen. Der Alcalde halte sich nicht mehr in Machabamba auf. Die ‘Chicas’ seien nach unserem Weggang verschwunden, und so wäre auch sie, nachdem sie noch die wenigen Kranken im Spital versorgt hätte, nach der Küste aufgebrochen. Nur die alte Membrana sei geblieben. Wie früher würde sie sich alleine um Hospital und Patienten kümmern.

Bis zu meiner Abreise konnte ich nicht in Erfahrung bringen, wer die beiden Briefe unter die Türschwelle meines Schlafzimmers im Krankenhaus von Machabamba gelegt hatte.

Ich flog nach Lima und dann in die Schweiz. Von Lucita habe ich nichts mehr gehört.